



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vom Romanmarkt und der Novellenbörse. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Dom Romanmarkt und der Novellenbörse

1



enn der Markt mit Zufuhr aller Art überfüllt ist, die Verkäufer zahlreicher sind als die Käufer, wenn die vorgerückte Tageszeit die Hoffnung auf freiwillige Kunden mehr und mehr niederschlägt, so werden die Stimmen derer, die ihre Waren emporhalten und anpreisen, lauter, gellender, das Getümmel verwirrender, und mancher, der mitten im Gedränge ist, weiß zuletzt nicht mehr, was er kauft und heimträgt. Und wenn sich an der Börse die Zahl der schlechten und zweifelhaften Papiere häuft, der Schwindelhaber in Blüte steht, so wird der Kurs der guten Besitztitel künstlich gedrückt und mit verlognen Nachrichten geworfen.

Etwas ähnliches geht auf dem Gebiete der Unterhaltungslitteratur, die ganz unbefangen bald als litterarischer Markt, bald als litterarische Börse bezeichnet wird, fast alle Tage vor sich. Die Masse der schlecht hin wertlosen (sogenannten „leichten“) Litteratur, der zweifelhaften, unausgereiften, der wüsten und krankhaften Erzählungslitteratur ist derart angeschwollen, daß selbst der ungeheure „Konsum“ in den zahllosen illustrierten Zeitschriften und den Zeitungssfeuilletons nicht mehr recht helfen will. Und so wird denn mit allen erprobten und neuen Mitteln der Marktschreierei um Absatz der „Ware“ geworben, so schiebt sich die bessere Litteratur durch die Überfülle der jämmerlichen wenn nicht verdrängt, so doch beeinträchtigt, so müssen immer erst Krisen und Krache kommen, um einzelne künstlich heraufgelobte, in Schwung gebrachte Scheinwerte wieder einmal ins Nichts zurückzuschleudern. Wer ist noch imstande, die Überfülle des Dargebotnen, mit Recht oder Unrecht Gepriesenen, zu bewältigen? Und vollends, wer wird den bessern Erscheinungen, die zwischen der Massenproduktion stets noch austauchen, so gerecht, wie es eigentlich der Fall sein müßte? Wohl ist es nicht allzu schwer, sie von den völlig nichtigen zu unterscheiden, wohl wird sie jeder gewissenhafte Berichterstatter mit einem gewissen Dankgefühl vor so vielen Schöpfungen, deren Anmaßlichkeit nur von ihrer Unerquicklichkeit übertroffen wird, auszuzeichnen suchen. Doch wie wäre es möglich, bei dem beständigen Andränge des Neuesten und Allerneuesten mit dem liebevollen Eingehen, der feinen Darlegung des gehabtten Genusses im

einzelnen, mit all dem hellen Widerschein guter sonniger Lesestunden, den vor-
treffliche Bücher fordern dürfen, zu berichten? Genug, wenn es gelingt, die
Aufmerksamkeit der Leser auf solche Erscheinungen zu lenken, und wenn man
sich getrösten kann, daß der genießende Leser, der kein Kritiker ist, Werke, die
er einmal lieb gewonnen hat, nach und nach von selbst bis in ihre letzten,
eigentümlichsten Vorzüge schätzen lernt, auch ohne daß ihm dabei ein Bericht-
erstatter das Licht zu halten braucht.

Aber der Markt, der Markt, dessen Getümmel vor den Fenstern braust,
will zuerst sein Recht, und wohl oder übel muß es versucht werden, die hoch
aufgetürmten Neuigkeiten einigermaßen zu prüfen, woher sie kommen, und was
ihr „Nam' und Art“ sei. Man kann leicht in dem Gedränge ganze Gruppen
unterscheiden, man erkennt anderwärts einzelne Gestalten, die sich selbständig
durchs Gewühl schlagen, man merkt, wo das Reklamegeschrei am lautesten und
die Ware am bedenklichsten und anrücklichsten ist. Am letzten Ende folgt der
Blick denen, die sich überhaupt vom Markte davongemacht haben und an
der Novellenbörse nicht notiren lassen, und es zeigt sich, daß, ein paar
Ausnahmen abgerechnet, bei ihnen das beste zu haben ist. Auch an Über-
raschungen fehlt es nicht, nur die eine Überraschung, nach der das Herz ver-
langt, daß plötzlich einmal über Nacht ein paar ganz wunderbare, weithin
leuchtende Kunstwerke mitten aus dem Haufen der kunstgewerblichen Erzeug-
nisse und der schändlichen Trödelware emportauchten, will nicht kommen. Doch
wer weiß, vielleicht sind sie schon unterwegs, die ersehnten!

Es ist noch nicht lange her, daß von den kritischen Wächtern des großen
Romanmarktes die fernere Zulassung der Dorfgeschichte und der historischen
Erzählung mit einleuchtenden Gründen beanstandet wurde. Tote Leute sollen
nicht zu Markte ziehen, oder um das Bild nicht selbst zu Tode zu heßen,
leblos gewordne Gattungen, in denen sich der treibende Geist der Gegenwart
angeblich nicht aussprechen kann, sollen weder gepflegt, noch dem Publikum
angeboten werden. Was nun zuerst den Dorfroman und die Dorferzählung
anlangt, so ist seit dem Auftreten Anzengrubers und Rosegggers wieder eine
bemerkenswerte Wendung eingetreten. Man hatte ja nicht leugnen können, daß
die im Gefolge Auerbachs modisch gewordne Geschichte mit dem Vorder- und
Hintergrund dörflichen, ländlichen Lebens schon längst mehr aus konventio-
neller Nachahmung als aus eigener Beobachtung und frischem Miterleben her-
vorging, daß die leidige Fertigkeit, die einen guten Teil unsrer Erzählungs-
kunst zur äußerlichen Industrie stempelt, auch auf diesem Stoffgebiet heimisch
wurde. Selbst wirkliche Talente wie Hermann Schmid bewegten sich zuletzt
in einer recht unerquicklichen Wiederholung von Motiven, Gestalten und Schilder-
ungen. Die beiden genannten Österreicher haben überraschend gezeigt, daß,
wo nur der wahre gestaltende Trieb und der poetische Blick für die Tiefen
der Wirklichkeit vorhanden ist, das Dorfleben noch eine Fülle von Darstellens-

wertem bietet. Die dramatische Spannung, die psychologische Schärfe, die naturalistische Wahrheit in Anzengrubers Romanen, die lebendige Phantasie, der warme Gemütsanteil in Roseggers großen und kleinen Geschichten haben der Dorferzählung zu neuem Leben verholfen. Freilich ist eben so ersichtlich, daß die Art und Weise dieser deutschösterreichischen Dichter schon wieder vielfältig nur von außen her nachgeahmt wird, als daß gelegentliche Rückfälle in den bequemen Trott der Gartenlaubendorgeschichte erfolgen und immer noch ihr Publikum finden. Ganz eigentümlich ist es, daß eben jetzt P. R. Rosegger einen Roman veröffentlicht, der beiden verpönten Gattungen zugleich angehört, eine Dorfgeschichte und eine historische Erzählung ist: Peter Mayr, der Wirt an der Mahr (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag). Es bedarf nicht besonders der Versicherung, daß dieser historische Roman, der in Tirols großem und verhängnisvollem Jahr, in der Bauernerhebung von 1809 spielt, gewisse, dem Schriftsteller eigentümliche Vorzüge aufzuweisen hat, daß er namentlich nach der Seite seines Verständnisses der treibenden Motive und der Widersprüche in den Seelen der Landleute, die ohne rechte Führung ein Stück Weltgeschichte machen mußten, zahlreiche frühere poetische Darstellungen des Tiroler Heldenkampfes übertrifft. Für die unüberwindlichen Mächte, die in dem Blute, in jeder Überlieferung des tapfern Bergvolks lagen und sich in der weltgeschichtlichen Tragödie geltend machten, hat Rosegger das schärfste Auge. Und die Erzählung selbst ist natürlich von all dem frischen Anteil belebt, den der Verfasser seinen Erfindungen und Gestalten gegenüber immer bewährt. Dennoch steht die Geschichte vom tapfern Mahrwirt (einem der Blutzengen der besiegten Erhebung) nicht ganz auf der Höhe der besten Roseggerschen Schöpfungen „Haidepeters Gabriel,“ „Der Gottsucher,“ „Jakob der Letzte.“ Doch soll das nicht etwa so verstanden werden, als ob „Peter Mayr“ darum weniger gelesen zu werden verdiente, und noch weniger so, als ob Rosegger seinen Platz an der Spitze der heutigen Dorfnovellistik etwa an irgend einen andern abzugeben hätte.

Unter den andern uns vorliegenden Dorfromanen fällt uns zunächst Der Wiescheggghans, eine Heiratsgeschichte von Josef Joachim (Basel, Benno Schwabes Verlagsbuchhandlung, 1893) in die Augen. Der Verfasser hat schon einige schweizerische Dorfgeschichten: „Der Sonnenhaldbauer,“ „Die Brüder,“ „Lonny, die Heimatlose,“ geschrieben; uns begegnet er zum erstenmale. Die Landschaft, in der seine Geschichte spielt, ist in Sitten, Bräuchen und Charakteren ihrer Landbevölkerung nur so weit von den angrenzenden alemannischen Gebieten unterschieden, als die politische Selbständigkeit der vordern Schweizer Kantönlü auch in diesen Dingen eine leichte Grenzlinie gezogen hat. Was am „Wiescheggghans“ zu rühmen ist, beschränkt sich auf den frischen, lebendigen Anteil des Verfassers an dem dargestellten Leben und auf eine gute, wenn auch nicht tief reichende Beobachtungsgabe. Das Motiv ist

das alte von der Liebe eines reichen Bauernsohnes zu einer schönen Tagelöhnerstochter, die ihm lieber ist als die mit allen erdenklichen Untugenden behafteten reichen Bauerntöchter, mit denen er im Verlauf der Erzählung verknüpft werden soll, und die er schließlich auch zu seiner Bäuerin macht. Die Tragik, die in solcher Liebenschaft liegen kann, und die Konflikte, die in der Regel daraus hervorgehen, hat Anzengruber im „Sternsteinhof“ mit schärferen Zügen und tieferer Seelenkunde geschildert. Es mag ja hie und da noch der Wirklichkeit entsprechen, daß es dem festen Willen eines Sohnes, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, gelingt, den bäuerlichen Geiz eines rechnenden und scharrenden „Ätti“ und den bäuerlichen Hochmut einer sonst braven Mutter zu überwinden, namentlich wenn ihm eine angesehenere Base, wie Schwester Sakobe, zu Hilfe kommt. Es soll auch dem Verfasser nicht verargt sein, daß er den glatten, wohlthuenden Verlauf einer Heiratsgeschichte dem peinlichen und bedrohlichen vorzieht und sein Hauptaugenmerk auf eine Reihe hübscher Einzelheiten richtet. Aber die Charakteristik ragt doch über das Übliche nicht hinaus, am besten und lebendigsten wird der alte Mieschegghänsel, der unverwüftliche Bauernfilz, dargestellt, der bei jedem Bissen, den er genießt, den Stoßseufzer nicht unterdrücken kann, daß seine Bäuerin, die Frau Kunigunde, die Sache nicht billiger herzustellen gewußt habe, und der noch im letzten Augenblick, nachdem er seine Einwilligung zur Hochzeit mit dem Habenichtschen, dem Vorle des Steghäuselveri gegeben hat, dem Sohne kläglich nachruft, er möchte doch lieber die reiche Säuhändlerstochter freien. Das ist echt und beweist, daß das Talent des Erzählers einer Steigerung fähig ist. Ohne diese Steigerung aber würde Joachim bald unter die Herrschaft der herkömmlichen, weniger dem Leben, als dem Bedürfnis eines Teils der Leservelt entsprechenden Behaglichkeit geraten. Auch seine Vortrags- und Ausdrucksweise schwankt trotz aller Dialektworte und provinziellen Bezeichnungen sehr nach dem abgebrauchten Erzählungston hinüber. So gut er auch, kein schlechteres Vorbild als Seremias Gotthelf vor Augen, bei der Schilderung des äußerlichen Bauernlebens sprachlich aus dem vollen Born volkstümlicher Derbheit und sinnlicher Anschaulichkeit schöpft, so dünn wird meist die Ausdrucksfähigkeit, wo es sich um innerliche Vorgänge handelt. Phrasen wie: „Ich that den Schritt, so halb und halb aus Born und Verzweiflung, weil ein Freier, den ich mit der ganzen Blut meines stürmischen Herzens geliebt [habe? hatte?], mir, sobald er von meiner zu erhoffenden geringen Aussteuer Wind bekommen, auf schändliche Weise untreu geworden [ist? war?]" oder „in meinem warmblütigen Herzen drin herrschte jahraus und ein ein einziger goldner Fest- und Frühlingstag. Bis dann die Liebe kam mit ihrer Wonne und ihrer Pein, mit ihrer Hoffnungslosigkeit und ihrer bitter schmerzhaften Enttäuschung“ sind in dem Munde, ja auch nur in den Gedanken der Frau Gunde, der Miescheggshofbäuerin, schlechthin unerträglich.

Der fruchtbare Erzähler mag sich vor solchen ausgefahrenen Geleisen der gemeinen Romanschreiberpraxis hüten.

Ein „Dorfroman“ größern Umfangs ist Der Unfried von Ludwig Ganghofer (Stuttgart, Adolf Bonz & Komp., 1894), der in einer von Hugo Engl charakteristisch und fein illustrierten Ausgabe vorliegt. Ganghofer gilt als der beste lebende Kenner und Darsteller des oberbairischen Bauernlebens, und sein „Herrgottschnizer von Ammergau“ hat als „Hochlandsgeschichte“ wie als Volksdrama durch die Darstellungen der Münchner vom Gärtnertheater eine Verbreitung gewonnen wie kaum eine zweite Erfindung dieser Art. Die glückliche Mischung tragischer, rührender und komischer Elemente im „Herrgottschnizer“ wird nicht leicht wieder getroffen werden. Aber auch der „Unfried“ gehört neben dem Schauspiel „Der Prozeßhansl“ und ein paar kleinern Erzählungen zu dem Besten, was wir außer dem „Herrgottschnizer“ von Ganghofer kennen. Die Erfindung schließt zwei tragische Motive ein: die Heimkehr des alten, in religiösen Wahnsinn verfallenen Bygotters und die Todesdrohung, die für seine Tochter Sannel in dieser Heimkehr liegt, und die Vergangenheit des Oberknechtes Göz im Pointnerhof, der in dem „Unfried“ Kuni schließlich die eigne Tochter finden und erkennen muß. Das Jugendgeschick, das Göz wegen Totschlags an seinem Nebenbuhler ins Zuchthaus geführt hat, bringt die letzte entscheidende Wendung des Romans, und es ist wahrhaft erschütternd, wie er ausruft, als auch auf dem Pointnerhof sein Elend enthüllt wird: „Also wieder einmal. Elf Jahr lang hab ich Ruh ghabt! Elf gute Jahr! Und jez is wieder da. Mein Lieb, mein Glück und mein verlornes Leben . . . und noch net habens gnug. Und noch net lassens mich in Ruh! Herr Gott, was für ein Denken hast du in d' Menschen gelegt, daß s' kein Vergessen gar net kennen.“ Die Wendung aber, daß der Göz alsdann die erkannte Tochter mit sich hinwegführt, die doch das Weib des alten Pointner ist („mags Unrecht sein, daß ich dich fortnimm . . . ich mach ja ein größeres Unrecht gut damit“) giebt einen Beigeschmack von theatralischem Effekt, und so schön und ergreifend die letzte Erzählung des Göz von seinem einjährigen Zusammenleben mit der Tochter wirkt, die nur im Pointhof der „Unfried,“ für ihn aber der Friede selbst gewesen ist, so liegt doch in der Häufung so vieler dunkler Ausgänge etwas Gespanntes, Gewaltfames. Der Einfluß der vorherrschend pessimistischen Lebensanschauung verschont eben auch die Dorfgeschichte nicht.

Was die deutschen Alpen für die Dorfgeschichte bedeuten, und wie starken Anteil Landschaft, Volkscharakter, charakteristisch und malerisch gebliebne Außerlichkeiten an der Frische und farbigen Lebendigkeit der im bairischen oder steirischen Gebirge spielenden Erzählung haben, das läßt sich jedesmal spüren, wenn man zu ländlichen Lebensbildern mit anderm Hintergrunde gelangt. Natürlich braucht der Sprung nicht jedesmal so ins Bodenlose zu führen wie

von Ganghofers „Unfried“ zu den Thüringer Dorfgeschichten von Rudolf Braune (Leipzig, Friedrich Schneider, 1893). Es ist ja möglich, auch dem Thüringer Dorfleben, besonders einer um ein paar Jahrzehnte zurückliegenden Zeit, poetische Züge und ein Stück poetischer Stimmung abzugewinnen. In diesen Geschichten aber haben wir es mit einer nüchternen Trivialität zu thun, die überlieferte oder erfundene, größtenteils häßliche und traurige Lebensläufe und Schicksale berichtet, ohne einen einzigen Versuch zu ihrer innern Belebung zu machen. Der Verfasser mag der Überzeugung sein, daß die knapp vorgetragene, in wenigen kräftigen Strichen, mit einer Art Holzschnittmanier behandelte Erzählung über der modernen Novelle stehe. Aber dann weiß er offenbar nicht, daß die Erzählung in diesem ältern Stil, wenn sie wirkliches Leben bergen und lebendig wirken soll, die höchste Talentprobe ist. Die Brauneschen Dorfgeschichten verraten nirgends ein stärkeres Lebensgefühl, sie bringen uns keine einzige Gestalt vor Augen und lassen uns an keinem der berichteten Erlebnisse innern Anteil nehmen. Wie verworren ist in der Erzählung „Die Bienenmühle“ die Führung der Handlung, wie seltsam in den „Zwei Theaterabenden“ die Erfindung, daß aus thörichtem dilettantischem Theaterspiel nach sechzig Jahren wieder ebenso viel lebenvergiftendes Unheil hervor geht, wie aus dem ersten Versuch vor sechs Jahrzehnten. Die verhältnismäßig klarste Geschichte: „Der Kantortischler“ ist zugleich ein entscheidender Beweis, wie die allgemeine Neigung zu graufigen tragischen Bildern die harmloseste und einfachste Erzählungskunst — wenn man hier noch von Kunst reden kann — verdirbt. Ein Mord, ein Selbstmord des Mörders, eine zertretene Liebe, ein verwißtetes und ein vereinsamtes, trostloses Leben, alles in den Raum weniger Seiten zusammengedrängt, das nennt sich jetzt drastisch und wirksam. Thüringer Dorfgeschichten heißen die Erfindungen beinahe nur, weil Leipzig die nächstgelegene große Stadt ist.

Vom Land in die Stadt und diesmal wieder aus dem bairischen Frankenlande in die bairische Hauptstadt führt ein höchst seltsamer Roman von R. von Seydlitz, der sich *Der Kastl vom Hollerbräu*, Roman aus der Münchner Brauwelt, nennt (München, Dr. E. Albert u. Komp.). „Es hatte wieder einmal einem geträumt, daß das große Glück nur in der großen Stadt zu finden sei; und da war er denn ausmarschiert, es zu suchen. Jung, frisch und gut, gesund und zahlungsfähig war er, dazu leicht im Kopf und schwer in Gliedern, ein kernbraves Stück Jungblut aus dem fröhlichen Franken. Südwärts war er der Heimat entwichen, über die Donau und durchs Ingolstädter Land; Eichstätt und Pfaffenhofen lagen schon hinter ihm, und nun sollte er sein großes Ziel erreichen. Denn wenn einer, der unterm gesegneten weißblauen Banner geboren ist, das die heilige Jungfrau in speziellen (!) Schutz genommen hat, von einer großen Stadt träumt, so ist es meist eben doch München, was ihm vorschwebt.“ Der „Kastl“ (Castulus) kommt, noch ehe er

eigentlich in München drinnen ist, auf den gesegneten Gedanken, Brauer zu werden, „er hatte seinen Finger in den vollsten Topf gesteckt und begriff nicht, daß nicht alle Leute auf denselben guten Gedanken kommen konnten, den er gehabt.“ Er gerät freilich gleich zu Anfang seiner Eroberung von München in schlimme Gesellschaft, läßt sich in der Trunkenheit die Hälfte seiner Barschaft abnehmen, aber nachdem er so Lehrgeld gezahlt hat, gehts wacker vorwärts. Er findet Aufnahme im Hollarbräu, beginnt als „Haberfelder“ und nachdem er in dem Buchhalter der Brauerei, dem gestrengen Herrn Ringelmann, seinen Ohm gefunden hat, als wirklicher Braubursch im Sudhaus die vielversprechende Laufbahn. In dem lustigen Agathl, deren Wiege am Türkengraben, halbwegs zwischen der Stadt und Schwabing, gestanden hat, und die nun in der Küche des Hollarbräus dient, findet er eine Liebste. Bei Arbeit und Liebe verstreicht ihm eine geraume Zeit, und er hat die schönste Aussicht, vom „Hinterburschen“ bis zum Bräumeister hinaufzurücken. Die Agathe freilich wird ihm, da sich ihr eine vorteilhafte Heirat darbietet, genommen, und der innerlich tief verwundete Bursche ist froh, daß ihn sein Brauereibesitzer, Herr Ebelein, in die Mälzerei schiebt. Dort führt er ein paar Jahre lang ein Mönchs-dasein, dann wird er zum Hollarbräu als „Gärführer“ berufen. Inzwischen aber hat Ohm Ringelmann allerhand verdächtige Manipulationen begonnen, Verbindungen mit Geldleuten angeknüpft und die bisherigen Gärführer Ebeleins bestochen, ein Gebräu nach dem andern zu verderben, um den alten kranken Brauherrn zum Verkauf seines Geschäfts zu nötigen. Darüber kommt es zu einem falschen Verdacht gegen Kastl, zu einer zornigen Auseinandersetzung, und Ohm Ringelmann erreicht seinen Zweck, Kastulus Hegebart wird Bräumeister, der verdächtige Oheim Geschäftsführer eines vom Bankier Mindelheimer und andern neugegründeten Ludwigsbräu. Der junge Bräumeister ist „wie Gold“ und würde eher das Leben verlieren als pantschen, aber Ringelmann als echter Gründer erweitert den Export beständig, Kastl braut zwar nur für den Export, und sein Exportbier ist über alles Lob erhaben, aber es findet sich natürlich ein Bräumeister neben ihm, der, wie sich nachher vor Gericht zeigt, noch stolz auf seine Pfluschkunst ist. „Schlecht war ja der Plemmel, und i sag nix dagegen. Aber a Kunst is's do, Herr Rat, a schlechts Bier so brauen, daß i 's*) fausen.“ Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, Kastl

*) Eine schwache Seite der meisten österreichischen und bairischen Dialekterzählungen ist die ganz dilettantische und mechanische Art, wie der Dialekt darin geschrieben ist. Die Verfasser scheinen zu glauben, wenn sie auf jeder Druckseite ein Schock (ganz überflüssiger!) Apostrophe angebracht hätten, daß einem beim Lesen alles vor den Augen stimmt, dann hätten sie Dialekt geschrieben! Niemand wird verlangen, daß die Herrn einen Dialekt so aufs Papier bringen, wie ein geschulter Germanist, aber ein Unsinn wie in der oben angeführten Stelle die vier s hinter einander sollte doch nicht vorkommen. Spreche doch einmal einer die vier s aus!

D. Red.

ist lange genug vor den verbrecherischen Manipulationen des Herrn Dnkels gewarnt worden und hat sich immer wieder nur um „sein Arbeit“ gekümmert, er wird, als der Buchhalter schließlich die Brauerei anzündet, um im Brandschutt seine Schandthaten zu begraben, mit in die Untersuchung verwickelt und steht, als er gebührend freigesprochen ist, mit leerer Tasche auf der Straße. Diesen Augenblick benutzt der inzwischen zur Aktiengesellschaft umgewandelte Hollarbräu, den ausgezeichneten Bräumeister wieder an sich zu ziehen, es sieht aus, als wenn er nun den rechten Weg zur Erfüllung seines alten Traums: die „Bierherrschaft“ über München zu erringen, glücklich betreten hätte. Eine Heirat zwischen ihm und Fräulein Bivi Ebelein, der ältlichen Tochter des alten Besitzers, die noch immer die meisten Aktien des Hollarbräu im Geldschrank hat, liegt so sehr in aller Interesse, daß auch der brave Kastl drauf und dran ist, sich dazu zu entschließen. Im entscheidenden Augenblick aber tritt die schöne Frau Haas, Kastls Jugendliebe Agathe, wieder auf die Bühne. Ugerl hat neben dem windigen und schwindlerischen Gesellen, in dem sie das verkörperte Glück sah, eben kein Glück gefunden. Jetzt erfährt sie mit freudigem Schreck, daß ihr der Kastl immer noch treu anhängt, und so kommts, daß sich der Bräumeister nicht zu der Heirat mit Fräulein Ebelein zu zwingen vermag, die ihm gute Freunde wie eine Schlinge über den Kopf werfen wollten. Frau Agathe setzt ihre Scheidung „vom Haas“ ins Werk, kommt als freie Herrin ihrer schönen Person nach München zurück und erfährt hier, daß die Verlobung von Kastulus Hegebart mit Bivi Ebelein unmittelbar bevorsteht. Da macht sie einen glücklicherweise verunglückenden Selbstmordversuch, und nun folgt Verlobung und Heirat der lange getrennten Liebenden, Kastl, der sich noch einmal vom Hollarbräu getrennt hat, tritt als Betriebsdirektor an die Spitze der großen Aktienbrauerei Wittelsbach. Der Hollarbräu wird zur Erweiterung des mächtigen Unternehmens dazu gekauft und Kastl kann nun seinem Wahrspruch, den er gegenüber den Bildern von Bebel, Liebknecht und Hasenclever zum besten gegeben hat: „I arbeit' — wann i Arbeit hab'. 's weitere kann unser Herrgott besorgen. I denk' nur ans Bier meiner Lebtage!“ mit den nötigen Erweiterungen, aber im größten Stil lebenslang folgen.

Der Roman ist nicht ohne Frische und Lebendigkeit; rein als die Geschichte eines ländlichen Ehrgeizigen angesehen, der unter allerhand Fährlichkeiten durch die Treue und Beharrlichkeit in seiner Arbeit ein glücklicher Mensch wird, läßt er sich ja lesen. Aber nur mit Bedenken sehen wir die Studien über den Groß- und Kleinbetrieb des bairischen Bierbrauens zur Grundlage einer neuen Art von Roman gemacht. Was ist seiner Zeit Otto Ludwig wegen der Schilderungen des gefährlichen Schieferdeckerhandwerks in seiner Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ angefochten worden! In Gottschalls „Deutscher Nationallitteratur“ steht noch heute zu lesen, daß diese erschütternde, tragische Erzählung eine bloße Schieferdeckergeschichte sei. Und wie verschwin-

dend und untergeordnet gegenüber dem innern Gehalt, der gewaltigen psychologischen Entwicklung erscheint der technische Realismus des Ludwigischen Meisterwerks! Und in wie engem Zusammenhange steht er obendrein mit den Hauptkatastrophen der Erzählung. Hier im „Kastl vom Hollerbräu“ ist ein Weg betreten, auf dem die Darstellung des Zusammenwachsens eines Menschen mit seinem Beruf zur poetischen Aufgabe selbst werden soll. Da eröffnet sich die endlose Perspektive auf Maschinenbauer-, Schlosser-, Lampenfabrikanten-, Bäcker- und Kürschnerromane, die Studie würde an die Stelle der Intuition treten; die naturalistische Überschätzung der bloßen Beobachtung gegenüber der Phantasie- und Gestaltungskraft würde Triumphe feiern und Niederlagen erleiden. Die Grenze der Naturechtheit ist hier schwer zu bestimmen, Zola und die Goncourts haben, um das „Milieu“ sichtbar und riechbar zu machen, schon ein Erkleckliches geleistet. Brauen ist ein aristokratisches Handwerk, vielleicht sogar eine Kunst, wir können den braven Kastl ohne Ekel in das Sudhaus und zwischen seine liebevoll gepflegten goldgelben Malzhausen begleiten. Aber was meint R. v. Seydlitz zu einem Roman aus der Abdeckerwelt, einem Poudrettenfabrikantenroman? Er wird ihn nicht schreiben, aber es werden sich andre finden. Denn das eine ist gewiß: eine Art von Treue in der Arbeit läßt sich auch bei solcher Beschäftigung ausüben, und wenn der Arbeitende klug und nüchtern ist, so mag auch bei ihr der Segen nicht ausbleiben, wenn er auch nicht den großen Zuschnitt haben kann wie beim Kastl vom Hollerbräu. Aber ein Sitz im Gemeinderat oder in der Stadtverordnetenversammlung und ein Kommerzienrattitel läßt sich als versöhnendes letztes Ziel auch in den angedeuteten Fällen denken. Wo der „technische Roman“ anfängt, sehen wir, wo er aufhören wird, mögen die Götter wissen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die drei Gewaltigen. Die englische Geschäftswelt hat den Ausbruch des ostasiatischen Krieges mit gemischten Gefühlen begrüßt. Denn einerseits hat der Niesenleib der großen Kaufmannsrepublik überall und namentlich auch in Ostasien Nerven bloßliegen, die bei jeder Berührung schmerzhaft zucken, andererseits winken chinesische und japanische Anleihen und Lieferungsaufträge. China befindet sich, wie sich jüngst ein Börsenblatt geschmackvoll ausdrückte, beinahe noch im jungfräulichen Zustande (seine vier hundert Millionen belausen sich zusammen auf noch nicht fünf Millionen Pfund), und wie viel hundert Millionen Zins werden sich aus diesem geduldigen und fleißigen Dreihundertmillionenvolke herauspressen lassen, wenn es in den Bereich der Segnungen unsrer Kultur hineingezogen worden sein wird! Auch die